

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 22 (1932)
Heft: 32

Artikel: Der Alte von Sant Agata
Autor: Georgi, Stephan
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-645796>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 25.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

bringt anderthalb bis zwei Dollar per Pfund; die Häute, nachdem sie entsprechend bearbeitet worden sind, kosten etwa zehn Dollar per Quadratmeter und auch das getrocknete Fleisch wird zu verschiedenen Preisen in den Handel gebracht; von all diesen Dingen aber liefert der Haifisch enorme Quantitäten.

Ein fünf Meter langer Hai, der kürzlich gefangen wurde, wog über 500 Kilo und hatte eine Leber von fast zwei Meter Länge!

Heuschrecken, eine der biblischen Landplagen, sind jetzt für die — Luftschiffahrt nutzbar gemacht worden, weil sie ein wertvolles Motorenöl geben, das auch bei sehr niedrigen Temperaturen dünnflüssig bleibt.

Von den ungeheuerlichen Mengen, in denen die Heuschrecken auftreten, kann man sich eigentlich nur durch eigenen Anblick ein einigermaßen richtiges Bild machen: oft ist der Boden kilometerweit bis zu einem halben Meter Höhe von Tieren bedeckt, ja, sie haben kürzlich einen Eisenbahnzug zum Stillstand gebracht, weil sie sich in unzählbaren Schwärmen auf den Geleisen niedergelassen hatten! Nachdem also das nötige „Rohmaterial“ ausreichend vorhanden ist, hat sich die vorerwähnte, seltsame Delproduktion vollkommen bezahlt gemacht.

Die Fabrik in Johannesburg in Südafrika, die sich mit der Verarbeitung befaßt, stellt außerdem aus den Ueberbleibseln der Heuschrecken ein Düngemittel her, welches so ausgezeichnete Qualitäten hat, daß eine europäische Firma es in großen Mengen kauft.

Wenn man also die schädlichen Wirkungen der meisten Tierplagen nur unvollkommen abwehren kann, so versucht man doch andererseits gleichzeitig den größtmöglichen Nutzen aus ihnen zu ziehen, um damit den angerichteten Schaden wenigstens auf anderem Gebiete teilweise zu kompensieren.

Der Alte von Sant Agata.

Eine Verdis-Stizze von Stephan Georgi.

Mit jenem Uebermaß an wichtiguerischen Geräuschen, das die Eisenbahnen der frühen neunziger Jahre noch besaßen, fuhr der Zug in den Bahnhof von Fiorenzuolo-Orda ein, einer Station zwischen Parma und Piacenza, inmitten des recht eintönigen lombardischen Flachlandes.

„Signore Boito! Signore Boito!“ lief ein als Kutsher gekleideter, lebhafter Bursche auf einen aussteigenden Fahrgast zu, dessen trotz der Windstille flatternder Sommermantel von der Nervosität seines Besitzers erzählte. Der eilfertige Bursche riß den Koffer an sich und führte den Angekommenen unter tausend Freubetuerungen zum wartenden Wagen, vor den zwei prachtvolle Pferde gespannt waren.

„Brav, Beppo, sehr brav! Aber nun ohne weiteres Begrüßungspalaver: Was macht unser Maestro? Hört man noch Musik auf Sant Agata? Oder nur noch Pferdewieher und Ochsengebrüll?“

Beppo ließ die Pferde laufen. Der treue Diener seines Herrn zeigte bei der Frage des Besuchers einen Gesichtsausdruck gepeinigter Begeisterung. „Signore Boito, unser Maestro hat in seinem Leben so viel Musik gemacht, daß er jetzt ein Recht auf Ruhe hat.“

„Um! So! Also keine Musik mehr. Da ist's ja an der Zeit, daß ich mich wieder einmal sehen lasse.“ Begleitet von einem kurzen Staccato-Lachen klopfte der Besucher auf seine pralle Manteltasche, und in seinem Blick lag ein angriffs-lustiges „Na warte!“

Der Wagen rollte durch die heiße Nachmittagssonne der Landstraße entlang; Wiesen und Maisfelder lagen ihr zur Seite. Mähtlich wurde das fruchtbare Gebiet kultiviert. Ein paar Bauernhäuser tauchten auf, dort eine Faktorei, eine Meierei, der große Kral edler Pferde, kräftige Kinder auf der Weide ... Endlich lief der Wagen

durch eine Bappelallee und erreichte den Herrschaftssitz dieser blühenden Umgebung, ein Tusculum, dessen Gebäude und Park, von tiefem Graben und dichtem Gebüsch umsäumt, allen Blicken der Außenwelt entzogen war: Sant Agata.

Der Greis selbst kam dem Wagen entgegen. Unter dem breiten, dunklen Hut quoll eine weiche graue Lode auf das Ohr hernieder, grau auch der Bart, kernig-gütig der ruhige Blick der blauen Augen, und in den Mundwinkeln noch immer der unverfägbare Spott. Der Alte reichte dem Aussteigenden in grader, unübertriebener Herzlichkeit die Hand. „Arrigo Boito, der Dichter! Sie kommen zur rechten Zeit. Im Stall gibt's ein Fohlen. Wollen Sie dabei sein?“ Boito zog ein laures Gesicht. „Maestro, das Geschäft habe ich nicht erlernt; lassen Sie mich warten, bis alles glücklich vorüber ist.“

Giuseppina, die rührige, umsichtige Frau des Alten von Sant Agata, geleitete den Gast ins Haus, über dessen Eingang Terenz' Worte „Homo sum; humani nihil a me alienum puto“ standen. Boito wartete allein in dem Raum, an den das Arbeitszimmer grenzte. Einem Museum stolze Erinnerung glied es mit den Reichen der Lorbeerkränze und der kostbaren Zueignungen. Die gelben Atlasmöbel im orientalischen Stil waren Geschenke Ismael Paschas für „Aida“; das Künstlersepter aus Elfenbein und Diamanten war dem Maestro von der Stadt Mailand überreicht worden; dort hing neben einem Theaterbillet zum ungläublichen Preise von 2000 Lire der silberne Kranz der „Othello“-Premiere; dort hingen all die Trophäen von „Troubadour“, „Maskenball“ und „Rigoletto“, von „Ernani“ und dem unvergesslichen „Rabucco“, der den ersten großen Ruhm brachte.

Boito, der Dichter, war häufiger Gast von Sant Agata, aber heute sah er zum ersten Male allein in diesem Sanktuarium eines voll ausgeschöpften Lebens, und da war es, als übe diese erstarrt hinterlassene Begeisterung einer ganzen Welt, an der auch er teil hatte, den Druck eines so intensiven Hochgefühls aus, das ihm seine sonstige haltige Beweglichkeit nahm. „Einmal noch, Maestro; nur noch einmal.“

Am Spätnachmittag saßen die beiden Freunde bei einer Flasche Bordeaux im Arbeitszimmer, in dem ruhmvoll und unerfättlich der prächtige Erard-Flügel stand. Es fiel Boito schwer, den jetzt voll und ganz in der Landwirtschaft aufgehenden Alten auf ein Musikthema zu bringen. Ein wenig von Rossini und Donizetti wurde gesprochen, schließlich auch von Wagner, bei dessen Namensnennung der Maestro jedesmal ernst die Brauen zusammenzog. „Dieses Deutschen Werk lebt und wird leben; mein Werk hat gelebt.“

Mit tausend sprühenden Worten protestierte Boito gegen diese ungerechtfertigte Resignation. „Wie? Und wenn nun einer käme, Ihnen ein neues Textbuch vorzulegen?“

„Boito! Reitet Sie der Teufel? Ich bin achtzig Jahre, bin alt, lebe von den Zinsen vergangener Ruhmestage ...“

„Und wenn ...?“

Der Alte winkte entschieden ab. „Hundert, aber' auf jedes, wenn.“

Boito stieß den Rauch der Zigarre von sich, zwinkerte mit den Augen, griff in die Tasche, legte ein umfangreiches Heft auf den Tisch und schnippte es mit dem Mittelfinger dem Maestro zu. Auf dem Deckblatt war zu lesen: „Falstaff“. Komische Oper. Nach Shakespeare bearbeitet von Arrigo Boito.

Der Librettist trat zu dem Alten und schrieb über dessen Schulter hinweg unter den Titel des Heftes: Musik von Giuseppe Verdi.

„Wahnsinn!“ brauste der auf. „Nein, nein, Boito, ich habe aufgehört, Musik zu machen.“

Aber der andere ließ nicht nach. „Es gibt bisher keine einzige komische Oper von Verdi. Und nun, Maestro, wird Ihnen die unwiederbringliche Gelegenheit geboten, die Welt mit einer unvermuteten, noch nicht dagewesenen Novität zu überraschen. Es ist ...“

Verdi erhob sich. Ganz langsam. Strich mit seinen langen, knöchernen Finger die graue Vode zurück. „Noch nicht dagewesen. Noch keine komische Oper von Verdi“, echote er. Seine Mundwinkel zuckten. Er legte die Hände auf den Rücken und begann nach alter Gewohnheit im Zimmer auf und ab zu wandern. Boito hütete sich, ihn zu unterbrechen; er kannte den Alten und wußte, daß er zurückweisend bis zur Grobheit werden konnte.

Verdi blieb vor einem Bücherschrank stehen, befaß sich, öffnete eine Truhe, kramte in alten, vergilbten Papieren und brachte ein blaues Heft hervor, das er mit kurzer Bewegung auf den Tisch warf.

„An Giorno di Regno“. Komische Oper von Giuseppe Verdi. Ein darinliegender Programmzettel der Scala kündigte die Premiere für den 4. September 1840 an. Boito vergaß den Mund zuzumachen.

Verdi wanderte weiter. „Ich habe auch Ihnen gegenüber davon geschwiegen. Heute weiß niemand mehr etwas davon. Es ist über fünfzig Jahre her. Ad notam: Es existiert bereits eine komische Oper von Verdi; eine bittere, höchst unlustige komische Oper. Boito, ich habe so manches im Leben überwunden; eine lumpige Jugend erscheint mir heute abgeklärt; Jahre hindurch habe ich die ungerech-brutale Ohrfeige des Pfarrers von Roncolo gefühlt, auch der Groll ist verschwunden; ich habe gelernt zu lachen, wenn ich daran denke, daß der neunzehnjährige Verdi wegen „musikalischer Unfähigkeit“ von der Leitung des Konservatoriums abgewiesen wurde; ich bin auch ohne konservatoristische Doktrinen der geworden, der ich bin; ich habe so vieles überwunden — nur diese komische Oper „Einen Tag lang König“ nicht. Die nagt und frißt noch heute in mir.“

Boito verfolgte maßlos verwundert die Wanderungen des Alten. Bei allem Mitgefühl, das sich ihm aufdrängte, konnte er eine geheime Freude nicht unterdrücken: Verdi, der stets so Zurückhaltende, Verschlossene, sprach, sprach sich seinem Freunde Boito gegenüber aus.

Der ruhelos Wandernde fuhr fort: „Merelli schickte mir damals — in den Jahren meiner ersten Ehe — das Textbuch mit der dringenden Aufforderung, die Oper, die bereits im Spielplan der Scala enthalten war, unbedingt in aller kürzester Zeit zu vollenden. Das Buch von Romani war miserabel. Trotzdem; ich arbeitete. Da erkrankte mein Knabe. Starb. Ich arbeitete. Ein paar Tage später erkrankte meine Tochter. Starb. Ich arbeitete. Wochen später trug man meine Frau hinaus. Ich arbeitete: „Einen Tag lang König!“ Der Alte trat dicht vor den Besucher hin und sah ihn mit glimmenden Augen wie einen Fremden an. „Herr! Haben Sie schon einmal an drei frischen Gräbern eine komische Oper geschrieben!“ Kurz wandte er sich ab. Mit rauher Stimme: „Sie fiel durch. Fiel in Mailand durch, in Neapel und auch in Venedig. Heute weiß niemand mehr etwas davon, kennt keiner mehr meine — erste komische Oper.“

Nach langen Minuten erst unterbrach Verdi seinen schweigenden Gang und setzte sich wieder an den Tisch. Vor ihm lag noch immer das Textbuch des „Falstaff“. Seine Hände zitterten, als er es zu sich heranzog. Scheu und Gier lagen in seinen Augen. „Eine komische Oper! Noch eine! Es wäre etwas, die Niederlage von damals wettzumachen.“ Dann schlug er die erste Seite auf.

Boito stahl sich nach einer Weile leise davon. Draußen war es dunkel. Er vermochte nicht, sich ins Bett zu legen, lief im Zimmer umher, sah zum offenen Fenster hinaus in den Abend, den Grillen und Zifaden durchzirpften. Wird sich der Achtzigjährige noch einmal aufraffen? Wird er sich fesseln lassen vom Stoff des „Falstaff“? Wird der Alte von Sant Agata sein greises Haupt noch einmal ins Rampenlicht stellen?

Ruhelose Stunden vergingen. Mitternacht war vorüber, als er jäh aufsprang und zum Fenster stürzte. Klängen da nicht Akkorde in die Nacht hinaus? Aus den offenen, noch immer

erleuchteten Parterrefenstern tönte ein leises, gleichmäßiges Taden. Das Metronom! Boito wußte, daß der Maestro die Gewohnheit besaß, sich von dem antreibenden Taden des Metronoms inspirieren zu lassen. Das Metronom ging! Verdi arbeitete!

Als am 9. Februar 1893 zur Premiere des „Falstaff“ im Teatro della Scala der greise Maestro auf der Bühne erschien, artete die Begeisterung der Italiener in wahre Tumulte aus. Ein Blumenregen empfing ihn, die nicht enden wollenden „Coviva“-Rufe wurden zu ohrenbetäubendem Geschrei, und bis in den späten Abend hinein hallte das „Viva Verdi!“ durch die Straßen und Cafehäuser Mailands. Kurze Zeit später hatte sich Verdis Schwanengesang die Welt erobert.

Schwiegermutter und Ehe.

Es ist das ein heißes Thema. Wenn ich darüber einige Zeilen schreibe, so geschieht es deshalb, um ein lächerliches, zugleich schädliches Vorurteil zu bekämpfen. Ich kenne zahlreiche Familien, in denen die Schwiegermutter mit Sohn oder Tochter in gemeinsamem Haushalt leben. Keine von ihnen ist eine Kantippe, im Gegenteil, mit ihrer Erfahrung, Ausgeglichenheit und großmütterlichen Liebe sind sie ein großer Segen für die ganze Familie. Man kann sich das Leben ohne Großmama, ohne Schwiegermama gar nicht denken.

Es ist natürlich, daß sie bei ihren Lieben wohnt, jedoch soll sie für sich ein gemütliches Stübchen haben. Jedenfalls wird sie sich in der Kinderstube am glücklichsten fühlen. Dort soll das Hauptfeld ihrer Tätigkeit sein für das Wohl und die Erziehung ihrer Enkelkinder. Wer hat so viel Verständnis für die vielen Fragen und Anliegen der Kinder? Wer weiß so viele schöne Geschichten zu erzählen? Und wie gern spielt sie mit ihnen. Sie wird selbst wieder ein Kind. Schon als Großmütterchen, als erfahrene Erzieherin und Pflegerin hat die Schwiegermama ihre Daseinsberechtigung in der Familie ihrer Kinder.

So eine Schwiegermama hat aber auch oft Sinn für Dinge, die die Jugend leicht übersieht. Sie versteht aus Erfahrung das Sparen und Einteilen, das oft jungen Frauen anfänglich nicht recht gelingen will. Sie kennen tausend Mittelchen und Tricks im Waschen und Reinigen, im Flicken und Umändern.

Sie macht Ordnung hier und dort. Schubladen, Nähkästen, die immer verwahrloset wurden, entwirrt sie mit geduldiger Hand. Jedes Ding an seinem Plätzchen sieht in der richtigen Beleuchtung viel anmutiger aus. Sie zupft die Gardinen zurecht, glättet hier eine Falte und büdelt dort eine Teppichede nieder. Sie hat für alles ein Auge und ihre arbeitsgewohnten Hände verbreiten Schönheit und Behaglichkeit.

Niemanden gedeihen die Blumen so gut. Keine hat so schönes Gemüse wie Schwiegermütterchen, weil sie eben Erfahrung in ihrer Kultur hat. Sie verfügt über reiche Kenntnisse, die sich die Jugend noch nicht erwerben konnte, wie sie in der jahrelangen Praxis.

Andere kochen lieber. Sie verstehen sich besonders auf diese häusliche Kunst. Und was für eine große Rolle spielt das Kochen in der Haushaltung! Eine gesunde Kost und dazu noch schmackhaft zubereitet, ist die erste Bedingung für das Wohlergehen der Familie.

Ich finde immer, daß die Ursache der Unstimmigkeiten in den meisten Fällen bei den Schwiegertöchtern zu suchen ist, die sich beleidigt fühlen, wenn man ihnen „hineinregiert“. Und doch sucht sie gewöhnlich nur in wohlmeinender Weise zu helfen.

Warum soll sich Schwiegermama ein Tätigkeitsfeld anweisen lassen? Nein, wählen darf sie es. Denn was man gerne tut, das tut man gut.